



Moritz Holfelder

# Unser Raubgut

## Eine Streitschrift zur kolonialen Debatte

Berlin: Ch. Links Verlag, 2019, 224 S.

Das erste von acht Kapiteln des Buchs enthält eine kleine Geschichte der deutschen Restitutions euphorie ab dem Jahr 2018. Die Überschrift – »Geraubt und gut? Die Gier nach dem Besitz des Fremden« – passt nicht so recht zum Inhalt, denn Holfelder gibt keine Antworten auf die Fragen: Wer hat was wann geraubt? Um welche Objekte geht es und um wessen Gier? Ging es tatsächlich um den Besitz des Fremden? Warum und wie wurde gesammelt?

Im zweiten Kapitel – »Koloniale ‚Amnesie‘ oder bewusste Verleugnung?« – behandelt Holfelder zunächst zwei bekannte Kriege in den kaiserdeutschen Kolonien: »Deutsch-Südwestafrika« (Namibia) und »Deutsch-Ostafrika« (Tansania). Er meint, dass die Aufarbeitung der kolonialen Geschichte Deutschlands lange Zeit vernachlässigt worden sei, bringt dann aber Beispiele ab den 1970er-Jahren, die zeigen, dass eine solche Debatte bis heute stattfand.

»In alle Welt verscherbelt: Die legendären Bronzen aus Benin« lautet das dritte Kapitel. Der Fall von Benin-City und die anschließende Verteilung der dort vorgefunde-

nen Objekte auf europäische Museen ist Holfelders Musterbeispiel für das Thema »Raubgut«. Das vierte Kapitel – »Kann Restitution funktionieren? Na klar!« – enthält drei Beispiele, die er als Rückgaben bezeichnet. Weiterhin beschreibt er eine Restitutionsforderung und eine von ihm gewünschte Rückgabe.

Die Kapitel fünf bis sieben werden im folgenden nicht betrachtet:

»Was wollen die ‚Afrikaner‘? Zwischen Postkolonialismus und Afrofuturismus«

»Ich bin’s mal wieder, euer Humboldt Forum!«

»Ausstellungskonzepte der Zukunft: Eine Reise zu Museen, die es hinbekommen«.

Im letzten Abschnitt unterbreitet Holfelder sieben Vorschläge zum Umgang mit der kolonialen Vergangenheit. Erstens: »Wir wissen zu wenig über Afrika. [...] Es ist Zeit, sich stärker mit dem Kontinent auseinanderzusetzen.« (175 f.) Das ist zwar nicht selbstkritisch gemeint, trifft aber auf sein Buch zu. Dieses basiert nicht auf Fallstudien zu konkreten Objekten und nicht auf eigenen Erfahrungen in afrikanischen Ländern. Aufenthalte vor Ort hätten Holfelder andere Perspektiven und Einsichten ermöglicht. Vielleicht wäre sein Buch dann eine Streitschrift geworden. Charakteristisch für eine solche ist »die zum Teil scharfe Kritik an herrschenden Positionen in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Literatur oder Religion.« (www.educalingo.com) Wenn ein Buch die vorherrschende Legende zur kolonialen Debatte verbreitet, wie kann es dann eine Streitschrift sein?

So kommentiert z. B. der Historiker Andreas Eckert in der Wochenzeitung »Die ZEIT«: »Es ist Holfelder gelungen, die Problematik um ‚unser Raubgut‘ kompetent und mit dem Blick für historische Zusammenhänge eindringlich darzulegen.«

## Geraubt und gut? Die Gier nach dem Besitz des Fremden

Holfelder erzählt eine kleine Geschichte der medial befeuerten Restitutionseuphorie in Deutschland, die für ihn im November 2017 mit der Rede eines neu gewählten französischen Präsidenten begann: »Ich will, dass in den nächsten fünf Jahren die Bedingungen für die temporäre oder endgültige Restitution von afrikanischem Kulturerbe nach Afrika geschaffen werden.« (17) Die Reaktion in französischen Medien sei zunächst verhalten gewesen und Holfelder fragte sich: »Finden die Bemühungen Emmanuel Macrons um koloniale Schuldanerkennung sowie um die Restitution von Raubgut [...] keinen Widerhall in der Bevölkerung?« (18) Auch in Deutschland seien die Reaktionen bis Januar 2018 minimal gewesen. Erst ein Artikel der Kulturhistorikerin Bénédicte Savoy in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ), in welchem sie »den Gestaltern des Humboldt Forums koloniale Amnesie« vorwarf, habe eine öffentliche Debatte ausgelöst. (20)

In Frankreich hatte der Präsident inzwischen Bénédicte Savoy und einen senegalesischen Ökonomen mit einer Studie zur Restitution von Museumssammlungen nach Afrika beauftragt; die beiden präsentierten ihren Bericht am 22. November 2018. (24) Nur wenige Wochen später stellten Monika Grütters (CDU), Staatsministerin für Kultur und Medien, und Michelle Müntefering (SPD), Staatsministerin im Auswärtigen Amt, in einem gemeinsamen FAZ-Artikel die Frage: »Wie können es Museen und Sammlungen rechtfertigen, Objekte aus kolonialen Kontexten in ihren Sammlungen zu haben, deren Verbringung nach Deutschland unseren heutigen Wertvorstellungen widerspricht?« (23) Holfelder meint, dass Politiker Macron »hinterher hecheln« und »nun einen ausgeprägten Aktionismus« entwickeln. (24) Während einer Veranstaltung des deutschen Museumsbundes im Mai 2018 stellte Grütters dessen Leitfaden »Zum Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten« vor. Holfelder bemängelt, dass die Einladung an Journalisten »recht spontan« gewesen sei und: »eindeutige Antworten gibt das Handbuch nicht.« (24) Erst bei einer gemeinsamen Konferenz aller Kultusminister der Bundesländer im März 2019 sei es gelungen »ein Eckpunktepapier zu verabschieden«. (25)

Im April 2019 war Holfelder im derzeit wichtigsten Völkerkundemuseum Europas, im Pariser Musée du quai Branly, und stellte »einen Mann und eine Frau an der Informationstheke« wegen »Raubgut und Restitution« zur Rede.

(26) Holfelder ging es um die angekündigte Rückgabe von 26 Objekten an die Republik Benin. Die beiden wussten nicht so recht und meinten etwas unsicher, er könne sich doch eventuell mit diesen Fragen an die Pressestelle oder an die Kuratoren wenden? (Der Kontakt mit der Pressestelle führt dort für Journalisten üblicherweise zur Terminvereinbarung.) Stattdessen begab er sich in die Bibliothek: »Die Recherche an einem Computer bringt kein Ergebnis.« (26) Das hätte er natürlich auch vorbereitend vorher in der Online-Museumsdatenbank feststellen können. Anschließend ging es in die Dauerausstellung Afrika: »Auch hier keine Erläuterungen zur Provenienz oder zur geplanten Restitution.« (26) Ebenso unbefriedigend erschien ihm die Rede des damaligen französischen Kulturministers Franck Riester während eines Symposiums in Paris am 4. Juli 2019: »Die neue Politik der Kooperation, die wir gemeinsam betreiben wollen, darf sich nicht allein auf die Frage der Rückgaben beschränken.« (27)

Enttäuscht wendet sich Holfelder von den Politikern ab und dem Blog des französischen Archäologen und Historikers Hugues de Varine zu: »Ein nigerianisches oder koreanisches Objekt gehört zum nigerianischen oder koreanischen Erbe, auch wenn es sich in einem Museum oder einer Sammlung in Frankreich befindet.« (28) Diese Logik, auf Europa angewendet, führt zu der Forderung, dass italienisches oder deutsches Erbe nicht in ein Museum in Frankreich gehört. Italien wartet schon auf die Mona Lisa und das Raubgut Napoleons könnte nach Belgien und Deutschland zurückkehren.

Und auch die Äußerung von Felwine Sarr gefällt ihm: »Restitution bedeutet: Jemand hat anderen etwas weggenommen, das jetzt zurückgegeben werden muss.« (28) Klare Worte, deren Nachteil darin besteht, dass sie die vielfältigen Realitäten weder beim Erwerb noch im heutigen Afrika bedenken. Die damals Beteiligten sind seit langem verstorben und die dritte bzw. vierte Generation der Nachfahren (er)kennt die Objekte häufig nicht einmal mehr. Sie sind Christen oder Muslime und sollen ein »Erbe« antreten, weil sich dies einige Europäer oder Panafrikanisten so vorstellen?

## Koloniale »Amnesie« oder bewusste Verleugnung?

Holfelder lässt den Künstler Mansour Ciss (33) »kurz die Kolonisierung des Kontinents, von den Portugiesen, die bereits Ende des 15. Jahrhunderts an den Küsten Westafrikas landeten«

rekapitulieren. (35) Der Autor schätzt Mansour als Künstler und gebildeten Gesprächspartner, glaubt aber nicht, dass dieser sich selbst als Historiker, der die Geschichte Afrikas kennt, bezeichnen würde.

Dann konzentriert sich Holfelder auf den »Völkermord in Deutsch-Südwestafrika«. »Dort starben 1904 nach Aufständen zunächst rund 50.000 Angehörige des Stammes der Herero. [...] Nicht anders erging es den Mitgliedern der Nama [...] diese] beklagten 10.000 Opfer.« (43) Quellen für die Opferzahlen nennt er nicht und relativiert diese schon auf der nächsten Seite. Bis heute werde unter »deutschen Historikern, Fachleuten und Politikern [...] über Einordnungen, Details und Zahlen gestritten. Betrug etwa die Zahl der Opfer der Herero/Nama ‚nur‘ 35.000 – oder lag sie bei 100.000?« (44) Was will Holfelder damit sagen? Dass alle Zahlen zwischen 35.000 und 100.000 verwendbar seien, rund 50.000 aber ganz sicher? Ein grundsätzliches Problem nennt er nicht: Eine Volkszählung z. B. der Herero vor dem Aufstand gab es nicht, lediglich zwei Schätzungen. Die niedrige lag bei 35.000 und die hohe bei 80.000 Personen. Auch die Zahl der Überlebenden wurde erst Jahrzehnte später von Historikern geschätzt.

Ähnlich Opferzahlen-fixiert schreibt Holfelder – dieses Mal mit Quellenangabe – zum Maji-Maji-Aufstand im ehemaligen »Deutsch-Ostafrika« zwischen 1905 und 1907: »Es kam zu Hungersnöten, die exakte Zahl der einheimischen Opfer lässt sich nicht beziffern, sie dürfte bei rund 300.000 liegen.« (43) In der von Holfelder genannten Quelle schreibt Ludger Wimmelbücker, die »Zahl der Toten ist weit höher anzusetzen als bei den oft angenommenen 100.000« und schätzt etwa 180.000 Opfer. (2005: 88) Wie Holfelder nun auf 300.000 kommt, erschließt sich wegen seiner ungenauen Quellenangabe nicht: Er hat ein ganzes Buch mit mehreren Beiträgen angegeben, aber keine Seite benannt. Wenn ein breiteres Interesse an der Kolonialzeit geweckt werden soll, wird es sicher nicht reichen diese durch ein Jonglieren mit Opferzahlen und verkürzte Legendes zu Kriegshandlungen darzustellen.

Holfelder meint, die Aufarbeitung der kolonialen Geschichte Deutschlands sei lange Zeit vernachlässigt worden. Von einer »Amnesie« zu sprechen, »wie das der Historiker Zimmermann tut, ist allerdings falsch.« (45) Es hätte bis ins Jahr 2018 keinen »großen Impuls gegeben sich mit dem Kolonialismus zu beschäftigen«. (45) Wer die zahlreichen einschlägigen Publikationen von Historikern seit den 1950er-Jahren betrachtet und die Ausstellungskataloge der Völkerkundemuseen durchblättert, stellt fest, dass

hier schon lange Interesse bestand. Diese Personen und die Museen kann Holfelder also nicht meinen. Sein Vorwurf richtet sich an die Politiker.

Es sei »ausgerechnet ein afrikanischer Diktator [gewesen], der am 4. Oktober 1973 in der Generalversammlung der Vereinten Nationen eine Debatte zur Rückführung von Kulturgut anstieß.« Mobutus Satz zählt noch heute zum Credo, das auch Holfelder nachbetet. »In der Kolonialzeit [...] litten wir auch und in erster Linie an der barbarischen und systematischen Plünderung all unserer Kunstschatze. Auf diese Weise eigneten sich die reichen Länder das Beste von uns an, unsere einzigartigen Kunstschatze und wir [...] verarmten auch kulturell.« (47) Beweise für seine Verallgemeinerung legte Mobutu nicht vor, das musste er als Diktator auch nicht: *Imperator semper rectum est*. Als Folge der Debatte habe sich dann während der UNESCO-Generalkonferenz im Jahr 1977 »das westliche Lager in überzeugte Befürworter und strikte Gegner« geteilt. (48) Wer die Befürworter und wer die Gegner waren, sagt uns Holfelder nicht. Ein konstruiertes Beispiel ist leicht als falsch zu entlarven: Während eines Symposiums am Bodensee im Jahr 1979 (»Das Museum und die Dritte Welt.«) habe der Ethnologe Eike Haberland »keinen Zweifel daran [gelassen], dass man allen UNESCO-Bestrebungen in Bezug auf Rückgabe von Kulturgütern zustimmen sollte.« (49) Haberland hatte sogar erhebliche Bedenken und seine Argumente sind in seinen Beiträgen im Symposiumsband auch enthalten. (siehe dieses Heft S. 3 f.) Holfelder arbeitet mit verkürzten Zitaten und lässt entscheidende Stellen aus. Das ist unredlich, gerade für einen Journalisten.

Die FDP-Politikerin Hildegard Hamm-Brücher habe bereits Juli 1982 dafür plädiert Kulturgut zurückzugeben, »das für die nationale Identität« eines Landes »von Bedeutung ist.« (51) Ein mutiger Direktor sei Herbert Ganslmayr vom Bremer Überseemuseum gewesen, der 1984 in dem Buch »Nofretete will nach Hause« fragte, »ob unsere Musentempel nicht [...] gepflegte Räuberhöhlen« seien. (52) Holfelder findet das gut: »Eindeutige Worte. Aber die anderen Museumsdirektoren blockten ab. Die Argumente von damals hört man bis heute:

- Die Afrikaner haben keine Infrastruktur, um Kunstobjekte konservatorisch zu betreuen oder öffentlich ausstellen zu können.
- Bei Rückgaben besteht die Gefahr, dass Objekte in den Kunstmarkt eingespeist [...] werden.
- Wir haben ganze Kulturen vor ihrem Verschwinden bewahrt.

- *Alles, was wir besitzen, kam auf legalem Weg zu uns.*
- *Würden alle Forderungen erfüllt, könnten unsere Museen zumachen.» (52)*

Auf die einzelnen Argumente und die vielfältigen Erfahrungen der am Symposium teilnehmenden Ethnologen u. a. in afrikanischen Ländern geht Holfelder in seinem Buch nicht ein. Waren und sind diese Argumente – seiner Meinung nach – nun falsch oder richtig?

Die Aufarbeitung des Kolonialismus sei dann im »Schneckentempo« weitergegangen. So entschuldigte sich im Jahr 2004 Entwicklungsministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul (SPD) in Namibia und 2015 tat dies Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU). Im Jahr 2016 eröffnete die Ausstellung »Deutscher Kolonialismus« im Deutschen Historischen Museum und im März 2018 stand dann im CDU/CSU/SPD-Koalitionsvertrag der aktuellen Regierung: »Wir wollen die kulturelle Zusammenarbeit mit Afrika verstärken [...] insbesondere durch die Aufarbeitung des Kolonialismus sowie den Aufbau von Museen und Kultureinrichtungen in Afrika.« (53) All dies reicht Holfelder noch nicht: »Warum äußert sich Bundeskanzlerin Angela Merkel nicht in einer großen Rede zum Thema, leidenschaftlich und entschieden wie Macron?« (60)

Die Aufarbeitung der Kolonialzeit durch die Rede einer Politikerin? Ist das der »Widerhall in der Bevölkerung«, den Holfelder sich wünscht?

### In alle Welt verscherbelt: Die legendären Bronzen aus Benin

Holfelders Behauptung, dass »Ovonramwen mit den Briten ein Freihandelsabkommen« (66) unterzeichnete, vernachlässigt die afrikanischen Interessen. Der im Jahr 1892 mit Henry Lionel Galway (1859–1949) abgeschlossene und lediglich eine Seite umfassende Vertrag mit neun Artikeln sah in Artikel VI vor: »The subjects and citizens of all countries may freely carry trade in every part of the territories of the King hereto and may have houses and factories therein.« (Igbafe 1979: 32) Dies bedeutete, dass wie bisher der Handel von Benin zur Küste ein Monopol der Itsekiri (Jakri) war. (Igbafe 1979: 31 f.) Der Oba hatte 1896 ohne Begründung den Handel einstellen lassen und sehr hohe, von den Itsekiri vorab gezahlte Beträge trotzdem einbehalten. Der zusätzliche Verlust der Einnahmen eines ganzen Jahres war für diese lebensbedrohlich, da ihr Land wenig fruchtbar war. Nicht um den »Handelsverkehr zu untersuchen«, sondern um die Interessen der Itsekiri zu vertreten, be-

gab sich eine unbewaffnete »neunköpfige britische Delegation« auf den Weg nach Benin-City und geriet dabei »in einen Hinterhalt«, den nur zwei Weiße überlebten. (66) Auf die 150 bis 200 von den Benin-Militärs ermordeten Afrikaner (darunter auch Kinder), die als Träger, Dolmetscher und Dienstpersonal die Delegation begleiteten, verschwendet Holfelder kein Wort. Oba Ovonramwen versuchte übrigens das Massaker zu verhindern, konnte sich aber nicht gegen seine Militärs durchsetzen.

Für »ihre Brutalität berüchtigt« sei dann die Strafexpedition gewesen und Benin-Stadt wurde »vom British Empire [...] eingenommen, verwüstet und geplündert«. (66) Das passt nicht ganz zu zeitgenössischen Berichten, in denen es »black troops leading« oder »our black troops with the scouts in front and a few Maxims do all the fighting« heißt. (Schlothauer 2018: 63) Bis heute ist nicht berücksichtigt, dass bei der Einnahme von Benin-City afrikanische Soldaten führend beteiligt waren. Richtig ist die Behauptung, dass »keine Gefangenen« gemacht wurden, denn die Bewohner der Stadt waren beim Eintreffen der Truppen bereits geflohen. Es wurden Gebäudekomplexe gezielt zerstört, wie es jedoch zum Brand der Stadt kam, ist bis heute nicht restlos geklärt. Belegt ist, dass die dort lagernden Soldaten von dem Feuer überrascht wurden. (Schlothauer 2018: 49, 63) Eine Lüge bleibt – solange Holfelder keine Quelle nennt – die genannte Opferzahl: »die genaue Zahl der Opfer ist nicht bekannt, in der Literatur wird von deutlich mehr als 100.000 Toten gesprochen.« (66) In seinem Buch gibt es hier keinen Quellennachweis.

Das Königreich Benin war im 19. Jahrhundert bekannt für Menschenopfer und Sklavenhaltung; es wurde also zu Recht »kolportagehaft als Ort barbarischer Menschenopferkulte beschrieben«. (66) Holfelder kritisiert, dass »solche sensationslüsternen Gräueltgeschichten« in damaligen Zeitungsberichten benutzt wurden, um zu zeigen, dass es »gewissermaßen seinen Untergang verdient« hatte. (66) Er könnte zur Kenntnis nehmen, dass sich Oba Akenzua II., ein Nachfolger Ovonramwens, im Jahr 1960 in einem Zeitungsartikel ähnlich äußerte: »... in those days, Binis were, almost to the point of fanaticism, devoted to their gods although those gods were insatiable in their lust for human blood.« (Schlothauer 2018: 63, 65 Fußnote 14) Geopfert wurden übrigens überwiegend Sklaven und Gefangene. Köpfen war eine der humaneren Methoden, die Kreuzigung eine weit schrecklichere. Das Blut der Opfer wurde auch auf den Altären Benins vergossen und so könnten bis heute Spuren an vielen Objekten haften.

Auch der Textteil zum Erwerb der ersten Benin-Objekte in Deutschland enthält zahlreiche Fehler. Holfelder schreibt: Justus Brinckmann kaufte »als erster deutscher Museumsdirektor zwei Objekte [...], für 2.000 Mark einen Fetschbaum und einen Bronzekopf. Das war im September 1897. Zwei Monate später stellte er beide Kunstwerke beim Anthropologenkongress in Lübeck [...] vor.« (70) »Im November 1897 kaufte Justus Brinckmann weitere Stücke bei dem Hamburger Handelshaus Heinrich Bey & Co.«. (71) Dieses habe »als es das Geschäft witterte, sogar eigene Mitarbeiter nach Benin-Stadt [gesandt], um dort in den Ruinen nach Gegenständen zu suchen, die die Briten nicht gefunden hatten.« (71)

Tatsächlich erhielt Brinckmann im **Juli** 1897 mindestens **drei** Stücke, die erst in den folgenden Monaten vom Museum bezahlt werden konnten: einen Bronzekopf, eine **Bronzeplatte** und einen Figurenstab. (Schlothauer 2018: 70) Letzterer wurde nicht vom Museum für Kunst und Gewerbe, dessen Direktor Brinckmann war, gekauft, sondern vom Museum für Völkerkunde Hamburg. (Schlothauer 2018: 78, Fußnote 5) Friedrich **Erdmann**, ein Mitarbeiter von Bey & Co, hatte die drei Stücke und etwa zwölf weitere vor Ort **auf eigene Faust** erworben. (Schlothauer 2018: 70, 71) Von dem Handelshaus erwarb Brinckmann 1897 keine Stücke und der erwähnte Kongress in Lübeck war dann vom 3. bis 5. **August** 1897. (Schlothauer 2018: 70)

Einmal in Fahrt, verdreht und erfindet Holfelder weiter und beruft sich dabei auf den Ausstellungskatalog »Raubkunst? Die Bronzen aus Benin« des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Zwar sind in diesem auch Fehler enthalten (Schlothauer 2018: 61, 75 Fußnoten 22, 28), aber keine derart verzerrten Übertreibungen wie die folgenden: »Brinckmann und Luschan handelten dann auch selbst mit den Stücken, verkauften Objekte, die ihnen nicht bedeutsam genug erschienen, gewinnbringend weiter. Teilweise nutzten sie dafür ihre Museen als Schaufenster und Shop. Die Benin-Bronzen waren da schon längst zu einer Marke geworden, gewissermassen ein Verkaufsschlager. Der Handel florierete«. (71) Richtig ist, dass beide Personen Ankäufe für ihre Museen tätigten und immer dann, wenn die Konvolute zu groß und dadurch zu teuer waren, eine Verteilung an andere interessierte Museen in Deutschland und den Niederlanden organisierten. Die Nachfrage einiger Museen war vorhanden, eine »Marke« oder ein »Verkaufsschlager« waren die Stücke nicht, sondern ein Geheimgeschäft für wenige Beteiligte.

Zwei weitere falsche Behauptungen werden als Zitat

der Afrika-Kuratorin des Museums Rietberg Zürich, Michaela Oberhofer, in den Mund gelegt: »Aus dem Königspalast [...] seien von den Briten rund 4.000 Objekte nach Europa mitgenommen worden, [von denen] die meisten in London verkauft wurden, um die Militäraktion nachträglich zu finanzieren.« (77) Die genaue Anzahl der von den Briten mitgenommenen Objekte ist unklar, aber es können zwischen 1.500 bis 2.000 Stücke gewesen sein. (Schlothauer 2018: 44, 50, 56) Die Kosten der Strafexpedition sollen bei £ 30.000 gelegen haben und der damalige General-Konsul Ralph Moor erinnert sich in einem Brief vom 9. Juni 1898 an einen Gesamterlös von 1.200 oder 1.500 Pfund, das wären etwa 4 bis 5 % der Kriegskosten gewesen. (Schlothauer 2018: 50) Ein Teil der Kriegsbeute wurde bereits in Nigeria verkauft, wodurch ein nicht unerheblicher Teil nach Hamburg gelangte.

Moritz Holfelder hatte mit dem Autor am 14. Januar 2019 ein längeres Gespräch in Berlin und erhielt bei dieser Gelegenheit u. a. *Kunst&Kontext* Nr. 15 (2018). Er hatte also die Möglichkeit, die darin enthaltenen Benin-Artikel zu lesen. Seine Fehler, falschen Darstellungen und Übertreibungen resultieren nicht aus Unwissenheit, sondern sind die Folge von Desinteresse und einem Denken, das nicht entlang historischer Quellen argumentiert.

Zu Recht gibt Andreas Kilb in der FAZ im März 2019 zu bedenken, dass »die Nachfahren der Igbo, die ehemals von den Edos in Benin-Stadt versklavt worden seien, auch ein Anrecht auf die Benin-Bronzen« hätten. (81) Holfelder übergeht dieses Argument, ihn empört der »oberlehrerhafte Ton, der nicht nur manche Afrikaner erzürnt« (82) Welche konkreten »Afrikaner« er meint, sagt er nicht. Dann folgt eine Art Drohung: »Aber wenn die Nachfahren der Täter den Nachfahren der ehemaligen Kolonialismus-Opfer pauschal die politische Reife absprechen, begibt man sich auf sehr dünnes Eis.« (81) Holfelder sagt nicht, wem Kilb mit seiner Situationsanalyse »pauschal die politische Reife« abgesprochen haben soll. Abgesehen davon, enthält sein Satz eine weitaus drastischere Behauptung. Er behauptet, der deutsche Journalist Kilb sei einer der »Nachfahren der Täter«, also des Britischen Empire. Dann wären alle Europäer bzw. alle, die eine bestimmte genetische Disposition (helle Hautfarbe) aufweisen, »Täter-Nachfahren«? Mit dieser rassistischen Vereinfachung befindet sich nun Holfelder auf dünnem Eis, eher schon im kalten Wasser.

Es passt dazu, dass er die Ausstellung »Raubkunst? Die Bronzen aus Benin« als eine Präsentation der »Selbstanklage für ehemalige Willkür, Gewalt, Herrschsucht, For-

scherdrang, Unterdrückung, Barbarei, Gier sowie europäischen Überlegungsgeistes« begreift. (72) Bei den Objekten in den Museen handle es »sich um Raubkunst, Diebesgut und Fehlerware.« (73) Das Kapitel endet mit Zitaten eines südafrikanischen Comedian, dessen Welt sich in rassistischer Manier in »Europäer« und »Afrikaner« spaltet (81 f.): Rassismus ist keine Frage der Hautfarbe, sondern eine der Gesinnung.

### Kann Restitution funktionieren? Na klar!

Zunächst widmet sich Holfelder »der ersten Restitution des Ethnologischen Museums Berlin an eine indigene Herkunftsgesellschaft«. (87) Neun archäologische, Ende des 19. Jahrhunderts in höhlenartigen Überhängen auf der Kenai-Halbinsel (Alaska) gesammelte Objekte wurden an die US-amerikanische Chugach Alaska Corporation (CAC) übergeben – eine »gewinnorientierte Gesellschaft mit rund 2200 Aktionären indigener Abstammung«. (209, Fußnote 95) Ein Hauptakteur sei »John F. C. Johnson, ehemaliger Mitarbeiter bei der Kulturgutschutzorganisation NAGPRA« gewesen. (89) Letzteres ist falsch, denn NAGPRA ist keine Organisation, sondern das Kürzel eines US-amerikanischen Bundesgesetzes, das dem Kulturgutschutz dient. Eine weitere Hauptakteurin war Viola König, damals Direktorin des Berliner Ethnologischen Museums.

Die Darstellung des Ablaufes formt Holfelder nach seinen Wünschen: »Im November 2015 reiste eine fünfköpfige Delegation nach Berlin, angeführt von Johnson [...] König zeigte ihm die englischsprachige Übersetzung [des Reisebuches des Sammlers], von der er nichts gewusst hatte. Erst bei dieser Gelegenheit erfuhr Johnson von den Grabfunden und -plünderungen, [...] was ihn dazu veranlasste – abgestimmt mit der Museumsleiterin – in einem offiziellen Schreiben um die Rückgabe [...] zu bitten.« (90) Johnson war bis dato nirgendwo als Anführer der Delegation bezeichnet worden. Fünf der Objekte waren mit den Berliner Sammlungsinformationen in einem Buch im Jahr 2008 in Alaska publiziert worden. Weiterhin wurden alle neun Objekte im Jahr 2012 von einer Wissenschaftlerin aus Alaska in Berlin fotografiert und die Angaben des Inventarbuches wurden übersetzt: In der Online-Datenbank hieß es dann bei fünf Stücken: »from a grave«. (Schlothauer 2018: 11) Es ist extrem unwahrscheinlich, dass Johnson diese Ergebnisse vor seinem Berlin-Besuch nicht kannte. Holfelder schreibt, dass »die Direktorin [...] nicht einfach abwartete [...], sondern proaktiv tätig« war. Das ist richtig: König entwarf nicht nur

den Brief, sie initiierte auch die Rückgabe, an welcher Johnson bereitwillig mitwirkte. Somit sei die: »Restitution an die CAC [...] bilderbuchartig verlaufen.« (93)

Der Autor kam in einer Studie (Schlothauer 2018), die Holfelder vorlag und aus der dieser auch zitiert (2019: 93), zu einem anderen Ergebnis: Es war eine Schenkung, deren Anlass allein in Berlin lag: angetrieben von einem medial-dominierten Zeitgeist und persönlichem Ehrgeiz, nicht aber von wissenschaftlicher Arbeit und Diskussion.

Zu vieles wurde nicht berücksichtigt: Die Uferhöhlen waren bereits stark von Gezeiten und Wetter zerstört und die Grabbeigaben waren zum Zeitpunkt des Sammelns etwa 100 bis 200 Jahre alt: Sie können somit als archäologisch bezeichnet werden. (Schlothauer 2018: 11, 18, 24) Nicht bekannt ist, wer diese dort deponiert hatte, da die indigenen Gruppen im 18. Jahrhundert mobil waren und dann vor allem durch Krankheiten erheblich dezimiert wurden. Ob die CAC, fast 200-300 Jahre später, als legitimer Nachfolger bezeichnet werden kann, ist daher unklar.

Weiters bringt Holfelder das Beispiel eines mit Glasperlen verzierten Thrones aus dem Grasland von Kamerun. (94) Interessant ist seine Darstellung, dass auch hier die Direktorin, gemeinsam mit ihrem Afrika-Kurator, Peter Junge, restituieren wollte. (94) Und dies trotz eindeutiger Absage aus Kamerun. Bei einer Ausstellungseröffnung des Museums Rietberg Zürich im Jahr 2008 war »Mbombo Njoya, der 19. König der Bamum und Enkel des 1933 gestorbenen Herrschers« anwesend. Immer wieder hat er »zu Protokoll gegeben, die Bamum würden keinen Anspruch auf die Rückerstattung des [...] Thrones erheben. Es habe sich um eine Geschenk gehandelt«. (103) Sultan Njoya (?–1933), der damalige Herrscher der Bamun, hatte diesen im Jahr 1908 persönlich an die Kameruner Küste gebracht und dort als Geschenk für den deutschen Kaiser zu dessen 50. Geburtstag übergeben. (99) Es war nicht sein eigener Thron, sondern der seines Vaters Nsa'ngu (?–1885). Nach dessen Tod hatte er bei seiner Amtsübernahme seinen eigenen Thron anfertigen lassen. Fälschlicherweise spricht Holfelder mehrmals vom Original in Berlin und der Kopie in Kamerun (101): Es handelt sich jedoch um zwei Originale.

Dass Mbombo Njoya keine Restitution forderte, passt Holfelder überhaupt nicht und er unterstellt, dass »der damalige Bamum-König Njoya sein Volk, seine Kultur und sich selbst den Kolonisatoren auslieferte«. (97) Bald habe »sich eine evangelische Kirche innerhalb des Palastes« befunden (vorher war dort eine Moschee) und »die alte Kultur der Bamum« sei

zunehmend verdrängt worden. »Der König aber blieb heimlich Muslim.« (98) Njoya sei »zur Marionette« geworden. »Die Deutschen beschenkten den Herrscher mit bunten Ramsch-Uniformen aus Berlin und Bayern, auch mit einem Helm, der dem von König Wilhelm II. glich. Es gibt Fotos, die Njoya so ausstaffiert zeigen – war er sich seiner Lächerlichkeit und Ohnmacht bewusst?« (99) Diese negative Interpretation Holfelders berücksichtigt nicht, dass Njoyas »Prunkuniform der des Kaisers nachempfunden [war], aber eingearbeitete Muster und Symbole der Bamum« aufweist. (Hanussek 2013: 14) Inszenierte sich Njoya als gleichberechtigter Bündnispartner der Deutschen?

»Seine Fügsamkeit und Ergebenheit gegenüber den Deutschen« habe Njoya trotzdem nicht aufgegeben. Obwohl die deutsche Kolonialzeit in Kamerun im Jahr 1916 faktisch endete, habe dieser 1917 »den in traditioneller Holzbauweise errichteten Königspalast abreißen und an dessen Stelle eine neue Residenz bauen [lassen] – im preußischen Backsteinstil.« (101) Holfelder weiß offenbar nicht, dass der alte Palast »durch einen Blitzschlag in Brand geriet und bis auf zwei teilmassive Häuser [...] zerstört wurde.« (Schultz 2014: 12) Dann kamen die französische Kolonialherren und »der König träumte bis zu seinem Tod weiter von der kulturellen und wirtschaftlichen Vermählung seines Volkes und der Deutschen.« (101)

Rückgabe? Keine Frage für Holfelder: »Selbstverständlich. Pro-aktiv und freiwillig.« (101)

Ist Holfelders postkolonialer Paternalismus als koloniales Erbe zu betrachten?

Das nächste Beispiel behandelt die Rückgabeforderung von Kum'a Ndumbe: Es geht um den Schiffsschnabel *tange* der Bele Bele aus Kamerun (112 f.), der sich im Museum Fünf Kontinente München befindet. (siehe dieses Heft S.) In diesem Zusammenhang wird die aktuelle Direktorin, Ute Werlich, mit dem nicht ungefährlichen Satz zitiert: »Es geht um einen Wandel im Grundverständnis von Museen: Warum muss ich unbedingt etwas besitzen?« (118)

Die Antwort von Radio Eriwan: Weil es der Auftrag eines Museums ist?

Holfelder zählt drei Beispiele in zwei Jahren. Außer den neun Objekten an die CAC waren es im Jahr 2019 eine Bibel und eine Peitsche sowie »die Steinsäule von Cape Cross« (120); letztere drei Stücke gingen an die Republik Namibia. Sein Ergebnis: »Restituiert wird in Deutschland inzwischen gern. Fast kein Monat vergeht, in dem dies nicht irgendwo getan wird.« (118) Das Holfeldersche Restitutionsjahr scheint deutlich weniger Monate aufzuweisen als ein

normales Jahr.

Vor allem an der Steinsäule entfaltet sich sein Unmut: »Die deutsche Seite tut sich leicht damit. Man hat kein großes Interesse an dem ehemals portugiesischen Steinsockel [...] Es wirkt wie ein bewusst oder auch unbewusst verabreichter Placebo. Eine Schein-Heilung findet statt – und wenn man fest genug daran glaubt, entfaltet sich auch die Wirkung.« (120) Und: »Restitution ist [...] zu einem moralischen Erlösungssport geworden. Nur sind bedeutende Objekte bisher davon ausgenommen. Etwa die Benin-Bronzen.« (118)

## Fazit

Holfelder vermeidet Definitionen seiner zentralen Begriffe »Raubgut« und »kolonial«. In den Kapitelüberschriften und im Text dominiert eine ungenaue und kujonierende Sprache des 20. Jahrhunderts, wie sie in der Zeitschrift »Der Spiegel« gern verwendet wurde. Auch korrekte Details sind nicht gerade die Stärke des Buches. Zahlen und Fakten sind so häufig falsch, dass es besser ist, sich davon nichts zu merken.

Seine Forderung nach einer stärkeren Aufarbeitung der Kolonialzeit richtet sich nicht etwa auf vermehrte Forschung und wissenschaftliche Diskussionen, sie erschöpft sich darin, dass Politiker Entschuldigungen und Statements vortragen sollen. Doch wen könnte das dazu bringen, sich für diese Zeit zu interessieren? Wäre es nicht sinnvoller zuerst wissenschaftliche Erkenntnisse zu erarbeiten, z. B. in gemeinsamen Projekten afrikanischer und europäischer Länder?

An diesem Buch wird deutlich wie weit Wissenschaft und Journalismus im Bereich historischer Betrachtung von einander entfernt sind. Wer sich ernsthaft mit diesen Themen befasst, sucht zu verstehen, was geschah, wer die Akteure waren, welche Motive diese hatten, welche Strukturen entstanden etc.: Solche Daten führen zu Argumenten und Szenarien, diese wiederum zu Thesen und Diskussionen.

Holfelder ist nicht neutral und ergebnisoffen: Er zeigt auch da Haltung, wo Neugier zu neuen Erkenntnissen führen könnte. Zwanghaft und laut verkündet er eine Botschaft. Das Buch wirkt als sei es in einer keimfreien, von historischen und gegenwärtigen Realitäten Afrikas gereinigten Zone entstanden. Es ist der quälende Versuch den Leser in die geistige Quarantäne zu zwingen, in welcher sich sein Verfasser beim Schreiben befand.

## LITERATUR

**Hanussek, Christian** (2013): Der Geist im Glas. In: Kunst&Kontext 5, S. 13-14.

**Igbafe, Philip Aigbona** (1979): Benin under British Administration: The Impact of Colonial Rule on an African Kingdom 1897-1938. London.

**Schlothauer, Andreas** (2018a): Königreich Benin – was fehlt? In: Kunst&Kontext 15, S. 60-80.

— (2018b): Die erste Restitution des Ethnologischen Museums Berlin – gute Absicht und falsche Begründung? RCMC-report 2018.02. Berlin.

**Schneider-Waterberg, Hinrich R.** (2017): Der Wahrheit eine Gasse. Zur Geschichte des Hererokrieges in Deutsch-Südwestafrika 1904-1907. Swakopmund

**Schultz, Martin** (2014): »Unser Haus ist das reine Museum«. Die Sammlung Franz und Marie Pauline Thorbecke an den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim. In: Kunst&Kontext 7, S. 5-15.

**Wimmelbücker, Ludger** (2005): Verbrannte Erde: Zu den Bevölkerungsverlusten als Folge des Maji-Maji-Krieges. In: Felicitas Becker, Jigal Beez: Der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika 1905–1907. Berlin, S. 87-99.

Andreas Schlothauer (Rez.)



### »RAUBKUNST« Wirklich geraubt?

Der Fall Afrika und die Mär vom kolonialen Kontext

von Karl-Ferdinand Schädler

PANTERRA

Das Buch ist eine Streitschrift, denn Schädler argumentiert gegen die von Medien und einigen Globalhistorikern gern verbreitete Legende, dass Figuren und Masken aus Afrika in den Museen oder Privatsammlungen koloniales Raubgut und unrechtmäßig erworben seien. Die dies behaupten, können eine Figur der Baule nicht von einer solchen der Luba und eine Fälschung nicht von einem Original

## Karl-Ferdinand Schädler „Raubkunst“ – Wirklich geraubt? Der Fall Afrika und die Mär vom kolonialen Kontext

München: Panterra Verlag 2020, 196 S.

nal unterscheiden. Das traditionelle Wissen und die Mythen der Pende, der Lega, der Dogon, der Bamana, der Baga etc. interessieren sie nicht und bleiben ihnen fremd.

In seinem Buch thematisiert Schädler die Kriege der Kolonialzeit in Benin, Dahomey und Südwestafrika, aber auch den fast vergessenen Krieg in Biafra (Nigeria).

Ein Leben lang hat sich Schädler mit den Menschen und Kulturen Afrikas befasst und zur kulturellen Vielfalt und zur Kunst Afrikas publiziert. Sein Interesse entstand nicht am Schreibtisch, sondern während seiner zahlreichen Aufenthalte in afrikanischen Ländern.

### Interview mit Karl-Ferdinand Schädler (10. Januar 2021)

**K&K: Gab es für Sie einen konkreten Anlass das Buch zu schreiben?**

Schädler: Ja. Das war die Rede von Macron im November 2017 und das anschließende Pamphlet von Bénédicte Savoy und Felwine Sarr vom November 2018, die mich so



empörten, dass ich dachte, das kann man nicht so stehen lassen, da muss man etwas tun.

**K&K: Haben Sie das Buch an Zeitungen oder Journalisten geschickt?**

Schaedler: Auch hier ein Ja. Ich glaube, es waren neun Zeitungen und Zeitschriften, u. a. die Süddeutsche Zeitung, Die Zeit, Der Spiegel, die Neue Zürcher Zeitung, der Focus. Keine hat wenigstens höflicherweise geantwortet, geschweige denn sich für das Buch bedankt oder etwas geschrieben. Es widerspricht ja auch dem aktuellen Mainstream, also dem, was Journalisten in erstaunlicher Übereinstimmung berichten, als würden alle voneinander abschreiben.

**K&K: Gab es Reaktionen und Interesse an Diskussionen? Wenn ja, welche?**

Schaedler: Nein. Von den genannten Printmedien gab es keine Reaktionen, ebenso wenig ein Interesse an Diskussionen.

**K&K: Wie erklären Sie sich dieses Desinteresse an Ihren Argumenten?**

Schaedler: Wie ich schon sagte, das Thema hat derzeit eine eindeutige Botschaft: Schuldzuweisungen an die Deutsche Kolonialpolitik und eine Rückgabepflicht von »geraubten« Kulturgütern. Dabei wird so getan als sei alles oder doch eine Mehrzahl der Stücke in den Museen Raubgut. An einer realistischen Aufklärung der historischen Gegebenheiten besteht kein Interesse. Das liegt wohl auch an der mangelnden Kompetenz, wenn es um Quellen und Fakten geht. Aus Sicht der Journalisten war es daher der einfachste Weg zu schweigen. Denn hätte man sich auf eine Diskussion eingelassen, hätte man ja die vorgebrachten Behauptungen irgendwie zurücknehmen müssen.

**K&K: Was halten Sie von der Rückgabe von Schädeln und Gebeinen?**

Schaedler: Selbstverständlich sollten diese zurückgegeben werden, wenn die jeweilige Herkunft sicher feststellbar ist. Die Stücke wurden zwar aus wissenschaftlichen Gründen gesammelt, scheinen aber schlecht dokumentiert und bewahrt worden zu sein. Es bringt ja nichts, Schädel aus Südamerika oder einen preußischen Bauernschädel nach Afrika zu schicken. Dann haben die dort in einigen Jahren das gleiche Problem wie unsere Museen.

Wie sie erworben wurden, ob selbst ausgegraben oder gekauft, spielt – nach meiner Meinung – dabei keine Rolle.

**K&K: In einem Kapitel Ihres Buches sprechen Sie von »negativer Gleichbehandlung«. Was verstehen Sie darunter?**

Schaedler: Bis zum 19. Jahrhundert und teilweise auch noch später gab es ja kaum eine allgemeine rassistische Diskriminierung. Die diplomatischen und kommerziellen Beziehungen der jeweiligen afrikanischen und europäischen Eliten waren nicht ungleichgewichtig; beide Seiten profitierten voneinander. Ausgebeutet und diskriminiert wurden auf beiden Seiten vor allem die Unterschicht, die Sklaven und Leibeigenen. Das änderte sich im Zuge der stärker werdenden Rassismusbewegung im 19. und 20. Jahrhundert. Dass dieser unsägliche Trend teilweise immer noch anhält, besonders in den USA, wird vollkommen zu Recht kritisiert und eine Umkehr, eine Gleichstellung auf allen Ebenen, gefordert.

Ich darf hier vielleicht aus meinem Buch eine Stelle zitieren, die diese Gleichbehandlung in Bezug auf den Kolonialismus deutlich machen kann: »Bei einer Betrachtung des Kolonialismus kann es nicht darum gehen, den Kolonialismus der Afrikaner und anderer Nicht-Europäer klein zu reden. Es gibt keinen guten Kolonialismus, den die Afrikaner gepflegt und einen bösen, den die Europäer verbochen haben. Jeder Kolonialismus ist von Brutalität und Grausamkeit gezeichnet, auch wenn man versucht, ihn zu verniedlichen oder als Kollateralschaden abzutun.«

Auf Augenhöhe behandelt zu werden, bedeutet auch, auf Augenhöhe Verantwortung zu tragen. Auch in der europäischen Kolonialzeit gab es in Afrika übrigens Eliten und Gruppen, die von den kolonialen Verhältnissen erheblich profitierten.